

Auch wenn die offiziellen ungarischen Bevölkerungsangaben in Zweifel gezogen werden können, belegen sie dennoch deutlich den weiter verstärkten Magyarisierungsdruck, unter den alle Minderheiten in der Zwischenkriegszeit gerieten. So nahm die Zahl der Slowaken von (1920) 142.000 auf (1930) 104.000, also von 1,8 auf 1,2% der Gesamtbevölkerung Ungarns ab. Die Schwerpunkte des slowakischen Siedlungsgebietes lagen im Norden in den Komitaten Nógrád-Hont und Pest sowie im Südosten um Békéscsaba, und gerade auf diese Zentren konzentrierte sich Pechány bei seinen zahlreichen Inspektionsreisen. Die nun veröffentlichten Berichte hierüber aus den Jahren 1922-1942, die meist direkt an den Ministerpräsidenten gerichtet waren, zeugen von einem überraschend weit fortgeschrittenen Aussimilationsprozeß und von den Bemühungen Pechánys, diese Entwicklung noch mit allen möglichen Mitteln zu beschleunigen. So war man bestrebt, bereits mit Hilfe der Kindergärten die Magyarisierung zu beginnen und man förderte die Einstellung von Kindergärtnerinnen und Lehrern, die keine oder nur wenig Slowakischkenntnisse besaßen, um die Kinder möglichst rasch an eine ausschließliche Verwendung des Ungarischen in der Öffentlichkeit zu gewöhnen. Interessant ist die Erfahrung des Kommissars, daß die Assimilierung der protestantischen Slowaken wesentlich langsamer vor sich ging als die der Katholiken, eine Tatsache, die er der Renitenz zahlreicher patriotischer Geistlicher zuschrieb. Neben der Magyarisierung wurde auch eine völlige Isolierung von den Slowaken im ehemaligen Oberungarn angestrebt, und diese Politik führte man nach der Wiedereingliederung südslowakischer Gebiete im November 1938 unvermindert fort. Am Ende des Bandes werden anhand einer Karte alle slowakischen Ortschaften im Lande dokumentiert und zugleich sind die vom Regierungskommissar besuchten Siedlungen gekennzeichnet.

Lóránt Tilkovszkys Quellenauswahl stellt einen wichtigen Schritt zur Aufarbeitung eines wenig schmeichelhaften und daher von der Forschung vernachlässigten Themas der Geschichte Trianon-Ungarns dar. Er wird sicherlich aufgrund der politischen Umwälzungen in Mitteleuropa und der damit verbundenen Neuorientierung der ungarischen Geschichtsschreibung bald Nachfolger finden.

Armin Höller

Regensburg

PHILOSOPHIE UND KUNST

STEINDLER, LARRY: *Ungarische Philosophie im Spiegel ihrer Geschichtsschreibung*. München, Freiburg: Alber 1988. 449 S.

Angesichts der Tatsache, daß im ungarischen geistigen Leben die Meinung vorherrscht, die heimische Philosophie falle – wenn überhaupt – nur durch ihre Bedeutungslosigkeit auf, kommt Steindlers Arbeit einer Überraschung gleich. Er hat sich die Mühe genommen, die von den ungarischen Wissenschaftlern, Literaten und selbst von einigen Philosophen geringgeschätzte ungarische Philosophie näher zu erforschen und ihre Leistungen sowie ihre Geschichte darzustellen. Damit

erwies der Verf. der ungarischen philosophischen Literatur einen guten Dienst, vor allem was die ausländische Präsenz dieser Philosophie betrifft. Durch sein Werk werden nämlich mehrere Gestalten, viele Werke, zum Teil auch einige Problemkreise ungarischen Philosophierens sichtbar.

Das vorliegende Buch ist allerdings keine Geschichte der ungarischen Philosophie. Von einigen kürzeren Zusammenfassungen, Lexikonartikeln und Teildarstellungen abgesehen, fehlt seit der Veröffentlichung von János Erdélyis ungarischer Philosophiegeschichte, d.h. seit mehr als hundert Jahren, eine solche ausführliche Gesamtdarstellung. Dieser Mangel wird durch Steindlers Buch noch auffallender, da dieses die Geschichte der ungarischen Philosophiegeschichtsschreibung beinhaltet, lediglich die geschichtlichen Arbeiten berücksichtigt, also ein historiographisches Werk darstellt.

In den einleitenden Kapiteln befaßt sich der Autor allgemein mit dem Problem der Nationalphilosophie, d.h. mit der Frage, wie weit und ob eine Philosophie national sein könne und in welchem Sinne man von einer ungarischen Philosophie zu sprechen imstande ist. Er distanziert sich von einem ethnozentrischen und historizistischen Begriff der Nationalphilosophie und läßt sie nur im historiographischen Sinne gelten, als Geschichte dessen, was man in einem Land unter Philosophie verstanden und in der Philosophie geschrieben und gelehrt hatte. Dabei erscheint ihm die Nationszugehörigkeit eines Denkers nicht unbedingt maßgebend zu sein; man kann in der Tat genügend Personen in der ungarischen Geschichte registrieren, die trotz ihrer deutschen, slowakischen, kroatischen usw. Abstammung durch ihre Tätigkeit die ungarische Kultur bereichert haben. Das bedeutet natürlich auch, daß eine und dieselbe Person von mehreren nationalen Kulturgeschichten mit Recht für sich beansprucht und gewürdigt wird.

Steindler ist während seiner Forschungsarbeit aufgefallen, daß ein bestimmtes Thema in der ungarischen Philosophiegeschichte immer wieder auftaucht, nämlich dasjenige der Rückständigkeit. Die ungarischen Philosophen haben oft über die rückständige Lage, niedriges Niveau, spärliche Verbreitung der Philosophie geklagt und versuchten, die Gründe hierfür herauszufinden. Dementsprechend bestimmt der Verf. sein Anliegen darin, »die Geschichte der philosophischen Rückständigkeit darzustellen«.

Zuerst skizziert er die historischen Hintergründe des Bewußtseins der Rückständigkeit, in dessen Herausbildung die Urteile des Auslandes über die Magyaren eine gewichtige Rolle gespielt haben. Dazu kommt, daß die Rückständigkeit häufig als Folge der fehlenden Eigenständigkeit, der Überfremdung und der sprachlichen Isolierung betrachtet wird. Letztere verursacht eine mangelnde Bekanntheit des Auslandes mit dem ungarischen Schrifttum.

Seit dem ersten ungarisch schreibenden Philosophen János Apáczai Csere lastet auf den ungarischen Denkern dieses Gefühl der Rückständigkeit. Bei ihm ging es bereits um die Eigenständigkeit, die er in der wissenschaftlichen Verwendung der Nationalsprache als gewährleistet sah: unselig jenes Volk, »zu dem die Wissenschaften nur über fremde Sprachen durchsickern«. Der Verf. verfolgt minutiös, wie der Rückständigkeitsgedanke auch bei weniger bedeutenden ungarischen Philosophen weiterlebte. Der prägnanteste Ausdruck war diesbezüglich die Preis-

frage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, welche die Gründe der Rückständigkeit der Ungarn auf philosophischem Gebiet auskundschaften wollte. Das Problem taucht auch in der späteren Zeit auf, zuletzt bei einigen Marxisten (J. Lukács, Mátrai, Sándor), und es wurde bei der Beantwortung der Frage neben der mangelhaften philosophischen Terminologie mit Vorliebe auf die historischen Umstände (Schicksals schläge) und die sozialen Verhältnisse Ungarns hingewiesen.

Larry Steindler teilt diese Begründung nicht und er ist auch dagegen, daß man die Ereignisgeschichte zur Grundlage der philosophiegeschichtlichen Periodisierung macht. Er weist mit Recht auf die Geschichte anderer Länder hin, die trotz kriegerischer Ereignisse, fremder Besetzung und trotz Not große Philosophen und bedeutende philosophische Werke oft inmitten von Kriegswirren hervorgebracht haben. Allerdings läßt sich die Ereignisgeschichte gerade bei einer Nationalphilosophiegeschichte sekundärer Art, wie die ungarische Philosophie, kaum außer acht lassen. Dadurch, daß die ungarische Philosophie jahrhundertlang Empfängerin ausländischer Impulse war und sie in Ermangelung eigener großer Philosophen von braven Pädagogen, Seelsorgern, Advokaten usw. in den Dienst der Bewältigung der aktuellen nationalen, sozialen und Bildungsprobleme gestellt worden war, ist die Berücksichtigung der politischen Ereignisse auf langen Strecken der ungarischen Philosophiegeschichte einfach unerläßlich. Es existieren selbstverständlich auch immanente philosophische Probleme, deren ungarische Rezeptionsgeschichte man verfolgen konnte, ebenso die Geschichte der philosophischen Richtungen oder die der Disziplinen, wo die politischen Ereignisse und die sozialen Verhältnisse bestenfalls eine nebensächliche Rolle spielen, aber es gibt andererseits Zeiten, in denen der Großteil der philosophischen Bemühungen eines Landes ohne Beleuchtung des historischen Hintergrundes nicht befriedigend erfaßbar wird. So ist etwa das ungarische philosophische Schrifttum des 17.-18. Jhs. nur unter Berücksichtigung von Reformation und Gegenreformation, die Harmoniephilosophie von Hetényi und Szontágh nur aus dem Geist des ungarischen Reformzeitalters (des Vormärz) verständlich, ganz zu schweigen von der marxistischen Phase, deren philosophische Themen- und Wortwahl, Argumentationsweise und Problemstellungen eng mit der politischen Praxis verbunden waren, zum Teil auch noch sind.

Zur kritischen Annäherungsweise inspiriert außerdem, wie der Verf. die Rückständigkeitsproblematik beurteilt. Er mag Recht haben, wenn er die Rückständigkeit der ungarischen Philosophie relativiert und die im Rückständigkeitsbewußtsein involvierte Aufwertung der Eigenständigkeit sowie Originalität als naiv bezeichnet – wer ist schon originell oder autonom in der Philosophie? Es ist auch verdienstvoll, die Irrwege des Nachjagens der Eigenständigkeit – die Nationalphilosophie und Isolierung von den ausländischen Einflüssen – aufzuzeigen und eine geradezu therapeutische Wirkung kann Steindler mit seiner Meinung erzielen, daß die allzu intensive Beschäftigung mit der Rückständigkeit das Bewußtsein der Rückständigkeit stärke, und daß es sich in der ungarischen Philosophie nicht so sehr um eine tatsächliche Rückständigkeit, sondern eben nur um das Bewußtsein der Rückständigkeit handle.

Es erscheint jedoch äußerst problematisch zu glauben, daß alle ungarischen Autoren von Apáczai Csere bis Mátrai, die von der Rückständigkeit der ungarischen Philosophie gesprochen haben, an der Wirklichkeit vorbeigegangen und einem Scheinproblem zum Opfer gefallen sind. Ohne das philosophische Leben und dessen Niveau aus den sozialen und geschichtlichen Gegebenheiten eines Landes ableiten zu wollen, sind leider allzu viele objektive Eigenheiten in der ungarischen Geschichte zu registrieren, die den Beobachter zu der begründeten Feststellung führen, die Philosophie sei in Ungarn tatsächlich zurückgeblieben. Abgesehen von den Leistungen der Philosophen und trotz der Schwierigkeit internationaler Vergleiche kann behauptet werden, daß etwa am Anfang des 19. Jhs. die Anzahl der Philosophen und der philosophischen Werke, die Publikationsmöglichkeiten, der institutionelle Rahmen der Philosophie, die Kommunikation der philosophischen Autoren untereinander und das allgemeine Bildungsniveau kaum zufriedenstellend gewesen sind. Wenn auch der Verf. einige ungarische Historiker der Philosophie überbewertet, muß er selbst an einigen Stellen zugeben, daß die Arbeit ungarischer Philosophen die »ausländischen Vorarbeiten« keineswegs überragt, daß sie einen überholten Begriff von Philosophiegeschichte verwendeten, daß »die ungarischen Philosophiegeschichten des 18. Jahrhunderts« keine »besondere historiographische Pionierleistung« darstellen, daß bei Szontágh »eine eindeutige Abhängigkeit vom Deutschen Idealismus festzustellen« ist, daß Hetényi »unkontrolliert« arbeitete, daß einige philosophiegeschichtlichen Werke »bloße Kompilationen« seien usw. – Feststellungen, die auf das Faktum und nicht nur auf das Bewußtsein der Rückständigkeit hinweisen.

Während aus der Tendenz der Subjektivierung und Relativierung der philosophischen Rückständigkeit positive, ja schmeichelhafte Aspekte für die ungarische Philosophiegeschichte abzugewinnen sind, führt die Themenwahl des Verf. nolens volens zu grundlegenden Verzerrungen. Um die Größenordnung des Rückständigkeitsproblems in die richtigen Relationen zu rücken, muß man vor Augen halten, daß es sich dabei um eine typische Einleitungsproblematik handelt, d.h. um ein Problem, das in der Regel lediglich im Vorwort eines Buches oder in Aufsätzen gestellt wird. Eine Ausnahme ist lediglich Pál Almási Baloghs heute eher als kurios geltendes Werk, dessen geschichtliche Ausführungen die Gründe der Rückständigkeit klarlegen wollten. Durch die Konzentration auf die Philosophiegeschichtsschreibung bleiben bei Steindler die eigentlichen philosophischen Fragen und die Arbeiten der ungarischen Philosophen auf den Gebieten der Erkenntnistheorie, Metaphysik, Ethik, d.h. gerade die substantiellen Aussagen und Leistungen, ausgeklammert. Damit geht einher, daß auch die Denker- und Forscherpersönlichkeiten nur so weit berücksichtigt werden, sofern sie sich mit dem Rückständigkeitsproblem oder mit der ungarischen Philosophiegeschichte befaßten, folglich rücken eventuell drittrangige und unbedeutende Verfasser mit ihren für Unterrichtszwecke lateinisch geschriebenen Büchern mehr in den Vordergrund als Philosophen mit international beachtenswerten Theorien. So wird etwa die Bedeutung eines in der ungarischen Kulturgeschichte kaum bekannten Jaroslai, Handerla, Kvacssala mehr hervorgehoben, als etwa Károly Böhm, Mel-

chior Palágyi, Gyula Pikler, oder es bekommt unter den Marxisten Pál Sándor mehr Gewicht als Georg Lukács.

Damit will keinesweg gesagt werden, daß Steindlers Themenwahl philosophisch nicht berechtigt wäre, nur empfiehlt es sich eben bewußt zu machen, daß die ungarische Philosophie hier lediglich – wie der Titel des Buches sagt – »im Spiegel ihrer Geschichtsschreibung« dargestellt wird. Um jedoch zu einem annähernd vollständigen Bild zu kommen, müßte man noch andere, mehrere »Spiegel« (die philosophischen Systeme, die Sozial- und Naturphilosophie, Logik, Ästhetik usw.) zur Hilfe nehmen und betrachten. Was aber der Verf. vom Spektrum der Themen aus der ungarischen Philosophiegeschichte ausgewählt hatte, hat er vorbildlich, mit großem philosophischen Können und mit philologischer Sorgfalt bearbeitet, so daß sein voluminöses Werk selbst für die ungarische Forschung nützlich und beispielhaft erscheinen kann – ganz zu schweigen vom Verdienst, den Steindler für die Zugänglichkeit des im Ausland kaum bekannten Gebiets der ungarischen Philosophie leistete.

Tibor Hanak

Wien

MORAVÁNSZKY, ÁKOS: *Die Architektur der Donaumonarchie*. Berlin: Verlag Ernst und Sohn 1988. 255 S., zahlreiche Abb.

Ákos Moravánszky ist spätestens seit seiner Wiener Dissertation über »Die Architektur der Jahrhundertwende in Ungarn und ihre Beziehungen zu der Wiener Architektur der Zeit« aus dem Jahre 1980 als profunder Kenner der Baukunst Österreich-Ungarns um 1900 bekannt geworden. In der österreichischen Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 1979/1-2 (*Nationale Bestrebungen in der ungarischen Architektur der Jahrhundertwende*), aber auch in der Zeitschrift *Bauen & Wohnen* (München, Mai 1978, über den Architekten Károly Kós unter dem Titel *Ein Mann, der in die Berge zurückgekehrt ist*) in Teilen vorweg publiziert und auch später noch unter Spezialaspekten dargelegt (*Die Architektur der Jahrhundertwende in Ungarn: zwischen Orient und Okzident*, in: *Bauwelt* 1984/27), ist das Thema »Ungarische Baukunst um 1900« dank Moravánszky zumindest im deutschsprachigen Raum allgemein präsent. Ákos Moravánszky hat dann mit seiner 1985 erschienenen Publikation über Antoni Gaudí verwandtschaftliche Züge im Werk dieses katalanischen Architekten aufgedeckt, und 1985 bzw. 1988 durch drei Veröffentlichungen (*Die Avantgarde wird heimisch. Zwischen Aufbruch und Anpassung. Der moderne Wohnbau in Ungarn 1928-1948*, in: *Bauwelt* 1985/37; *Die Erneuerung der Baukunst. Wege zur Moderne in Mitteleuropa, 1900-1940*. Salzburg 1988; *Rationalismus in der mitteleuropäischen Architektur 1900-1914*, in: *Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte* 4 [1988]) auch die aus der Baukunst der Jahrhundertwende sich entwickelnde Moderne mit einbezogen.

Mit dem vorliegenden Werk »Architektur der Donaumonarchie« wird nun konsequenterweise für die Zeit 1867-1918 der Rahmen gezogen, innerhalb dessen

all diese bisher publizierten Themen überhaupt begriffen werden können. Vorweggenommen sei die Zusammenfassung, in der Moravánszky resümiert, daß »in der Architektur der Monarchie trotz allem stilistischen Pluralismus die Kontinuität des kulturellen Kraftfeldes zu spüren ist«, ja sogar eine »verhältnismäßig einheitliche Formensprache« auf bedeutenden architektonischen Gebieten vorhanden war (S. 201). Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, daß in der K.u.K.-Monarchie mit ihren spezifischen – auch für die aktuelle Gegenwart Europas erneut vorbildlich gewordenen – Strukturen der wechselseitige freie kulturelle Austausch als Katalysator auch der baukünstlerischen Wege der einzelnen Nationen wirkte. So ist es selbstverständlich, daß Moravánszky zunächst einen Überblick über die »Gesellschaft und Kultur der Monarchie« mit ihren politischen und kulturgeschichtlichen Hintergründen liefert. Im nachfolgenden Abschnitt »Der Architekt und seine Umwelt« skizziert er die Arbeitsumstände, die Beziehungen zum Auftraggeber, den Stellenwert des Architekten in der Gesellschaft. Mit der »Geburt der modernen Großstadt« werden die Stadtbauplanungen in Wien (Ringstraße), Budapest, Prag, Königgrätz und Agram als vorbildliche Leistungen dargestellt. Unter der Überschrift »Maskenball der Stile« präsentiert der Autor eine Auswahl der Architektur des Historismus in der Donaumonarchie, beginnend mit Sakralbauten und endend mit Mietshäusern. Hier muß freilich kritisch angehalten werden. Mit dem bekannten Nietzsche-Zitat werden längst überholte negative Wertschätzungen der Baukunst des 19. Jhs. erneut aufgewärmt – und solche subjektiven Betrachtungen sind der ansonsten qualitätvollen Leistung des Buches sehr abträglich. Immerhin muß dem Autor zugute gehalten werden, daß er versucht, die ideellen Hintergründe des Historismus an konkreten Beispielen objektiv darzustellen. Beim nachfolgenden Kapitel »Die Rolle der Ingenieure« wird die althergebrachte Argumentationsbasis der negativen Wertschätzung des Historismus offengelegt: wie schon R. Banham 1964 in seiner »Revolution der Architektur« meinte, wäre die Ingenieur-Baukunst des 19. Jhs. – also Brücken, Eisenkonstruktionen, Bahnhofshallen etc. – höherwertig einzustufen als die übrige Architektur der Zeit. Noch heute gilt es in manchen Kreisen als fortschrittlich, dieser Meinung sich anzuschließen, obwohl die Kunstwissenschaft das Thema 19. Jh. längst fundiert aufbereitet hat. Wie dem auch sei – Moravánszky muß trotzdem zugute gehalten werden, daß er Leistungen wie die Bahnhöfe von Gustave Eiffel und Otto Wagner in Budapest und Wien einem breiten Leserkreis bekanntmacht. Beim nachfolgenden Kapitel unter der Überschrift »Gottfried Semper, Otto Wagner und die Moderne Architektur« wird das weitverbreitete Phänomen des Widerspruchs zwischen der Theorie und der Praxis deutlich. Obwohl beide Architekten sich in ihren theoretischen Schriften erstaunlich modern äußerten, sind sie als Praktiker – dies gilt insbesondere für Semper – doch noch dem Zeitstil verhaftet gewesen. Auch Otto Wagner reihte sich erst mit seinem Alterswerk unter die Wegbereiter der Moderne, des Jugendstils ein. Typisch für den Jugendstil war es dann, daß er die vorhin angesprochene Ingenieurbaukunst, vor allem die Eisenkonstruktionen, bereitwillig aufnahm. Die Wagner-Schüler führten diese Integration weiter, unter ihnen fällt der Ungar István Medgyaszay auf, der schon 1902 ein Kaufhaus mit ganzverglaster Fassade entwarf.

Nach dieser fast die Hälfte des Buches einnehmenden Präsentation des 19. Jhs. geht Moravánszky zum Jugendstil über. Zunächst stellt er den »Jugendstil und seine Varianten« vor, wobei die nationalen Richtungen in Ungarn und der barokisierende Jugendstil breiten Raum einnehmen. Mit der letztgenannten Variante wird einerseits ein Wesensmerkmal der Wagner-Schule in Wien, aber auch des süddeutschen Jugendstils in München, angesprochen. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß mehrere bedeutende ungarische Architekten der Jahrhundertwende in München studierten (z. B. Gyula Kann, Emil Vidor, Aladár Kármán, Gyula Sándy), wird die Notwendigkeit deutlich, auch auf den Transfer München-Budapest hinzuweisen. Wer die Behandlung dieses Aspekts der ungarischen Baukunst bei Moravánszky vermißt, sei auf *Bayern und Ungarn. Tausend Jahre enge Beziehungen* (Bd. 12 der Schriftenreihe des Osteuropainstituts Regensburg-Passau, Regensburg 1988, S. 126-127) hingewiesen. In diesem Zusammenhang wäre sicherlich auch der Hinweis interessant, daß die Architektur der Wagner-Schule gerade durch einen Ungarn nach München transferiert wurde (hierüber Julius Fekete: *Beiträge ungarischer Architekten zur Münchener Baukunst um 1880 und 1990*, in: Ungarn-Jahrbuch 12 [1982-1983] S. 17-22). Unter der Überschrift »Später Jugendstil und prämoderner Rationalismus« geht dann Moravánszky zu den wegbereitenden Arbeiten von Josef Hoffmann (Sanatorium in Purkersdorf, 1904), Josef Plečnik (Haus Zacherl in Wien, 1903) und Béla Lajta (Blindenanstalt in Budapest, 1905), die mit ihrer Reduktion des Jugendstildekors das 20. Jahrhundert einläuteten, über. Hierzu zählt auch der tschechische Kubismus, den der Autor im nächsten Abschnitt vorstellt. Erstaunlich früh schufen Josef Chochol 1912 in Prag und Josef Gočár 1911 mit dem Bad in Bohdanetsch prismatisch gegliederte Baukörper, die z. B. in Deutschland erst ein Jahrzehnt später denkbar wären. Die Chronologie des Buches wird etwas durcheinandergbracht mit dem nun folgenden Abschnitt über »Nationale und folkloristische Bestrebungen«, in dem in Ungarn Ödön Lechner und seine Schule, in der Slowakei Dušan Jurkovič vorgestellt werden. »Der Verzicht auf das Ornament«, der Adolf Loos zugeschrieben wird, ist auch in das erste Jahrzehnt des 20. Jhs. zu datieren, ebenso die »Rückkehr zur klassischen Formensprache«, die als vorletztes Kapitel behandelt wird: der Neoklassizismus ist in der Wiener Zeitschrift »Der Architekt« schon seit 1900 theoretisch vorbereitet worden, um 1910 bereits in reifer Form vorhanden, und 1913 bzw. 1914 mit dem Haus Skywa-Primavesi in Wien bzw. dem österreichischen Pavillon auf der Werkbundaustellung in Köln durch Josef Hoffmann mustergültig realisiert worden. Moravánszky schließt noch ein Kapitel über den sozialen Wohnungsbau an, wobei der Arbeiterwohnungsbau bis 1900 entschieden zu kurz kommt (ist in der Donaumonarchie im 19. Jh. so wenig für die Arbeiter getan worden?), und erst ab 1910 von einem forcierten Bau für diese Bevölkerungskreise berichtet wird.

Eine knappe Zusammenfassung leitet zum umfangreichen bibliographischen Anhang über – hier klingen die Gemeinsamkeiten und die europäischen Ausstrahlungen der Monarchie an, die, etwas gewagt, auch zu Antonio Sant'Elia und Alvar Aalto gereicht haben sollten. Die 300 Nummern umfassenden Anmerkungen, die ebenfalls reichen Literaturangaben, ein 26 Namen umfassendes Lexikon

der Architekten der K.u.K.-Monarchie, ein Ortsnamenverzeichnis mit deutscher und heutiger offizieller Schreibweise, und schließlich ein Personenregister machen das Buch zu einem äußerst wertvollen Nachschlagewerk über die reichen Facetten der Baukunst in Österreich-Ungarn von 1867 bis 1918.

Julius Fekete

Stuttgart

GEOGRAPHIE

FISCHER, HOLGER: *Die nichtagrarische Nebenbetriebstätigkeit der landwirtschaftlichen Großbetriebe – LPG's und Staatsgüter – Ungarns*. Saarbrücken-Scheidt: Dadder 1989. 158 S., 56 Abb., 35 Tab. = Schriften zur Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte 2.

Der Autor studierte Geschichte, Geographie und Finno-Ugristik in Hamburg und Budapest, promovierte 1978 mit einer Arbeit über »Die Nationalitätenfrage in Ungarn zu Beginn des 20. Jahrhunderts« und trat (u. a.) als Verf. von Beiträgen des 1987 erschienenen Ungarn-Bands des Südosteuropa-Handbuchs hervor. Seit Herbst 1987 ist er wissenschaftlicher Sekretär des neugegründeten Zentrums für Hungarologie im Finnisch-Ugrischen Seminar der Universität Hamburg. Es handelt sich also um einen ausgewiesenen Experten, der auch über die unbedingt notwendigen ungarischen Sprachkenntnisse verfügt.

Zur Zeit (März 1990) befindet sich die wirtschaftliche und soziale Situation auch in Ungarn in einem dramatischen Umbruch. Das bedeutet: Die hier behandelten, überaus interessanten Fragestellungen mögen schon »morgen« nicht mehr aktuell sein. Dann aber würde es sich um einen Beleg für eine nicht zu ignorierende »historische Komponente« der jüngeren ungarischen Wirtschaftsentwicklung handeln, der man später einen – wie immer gearteten – hohen Stellenwert zuschreiben müßte.

Wir wissen heute, daß mit Gorbatschows Erklärungen Vieles im Osten und Südosten Europas in Bewegung geriet; Ungarn sah sich zeitweise sogar auf einem der zurückliegenden Plätze. Die jüngsten, z. T. sich überschlagenden Ereignisse konnten selbstverständlich in der vorliegenden Arbeit noch nicht erfaßt werden; sie setzt sich vielmehr mit Konditionen gleichsam im Vorfeld derselben auseinander, die für spätere Untersuchungen von immensem Wert sein dürften.

Bis in die 80er Jahre wurde die Agrarpolitik als *der* erfolgreichste Bereich der ungarischen Wirtschaftspolitik schlechthin gewertet. Nicht nur die Eigenversorgung war gesichert, darüber hinaus betrug der Exportanteil landwirtschaftlicher Produkte wertmäßig ca. 20%. Heute (März 1990) beklagen ungarische Kollegen (in brieflichen Mitteilungen), daß zur Zeit selbst Fleisch aus China eingeführt werden muß.

Um 1985 waren ca. 60% der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte in den LPG's beschäftigt. Diese entfalteten aber auch (mit der Zeit wachsende) intensive Nebenbetriebstätigkeiten in Industrie, Bauwirtschaft, Handel, Transport u. a. – 1987